Der Grenadier von der Beresina [Fortsetzung]

Autor(en): **Vallotton, Georges**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **30 (1940)**

Heft 13

PDF erstellt am: **27.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-640582

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Der Grenadier von der Bereſina

Ein historischer Roman von Georges Vallotton

(Deutsch von W. Grossenhacher) Fortsetzung 12

Marschall Victor hatte die Brücken über die Bereſina hinter ſich ſprengen laſſen. Die herzzerreißenden Schreie, die wir gehört hatten, kamen von den Unglücklichen — darunter vielen Frauen und Verwundeten, — die nicht den Übergang zu benützen gewußt oder vermocht hatten, ſolange er noch frei war. Sie wurden zu Tauſenden von den Ruſſen gefangen genommen. Ich war nicht mehr Zeuge dieſer Szenen, die ſich abſpielten, während wir ſchon auf dem andern Ufer waren; aber was wir gehört hatten, genügte, um uns den Schrecken klarzumachen. So hatten alſo das Opfer der Pontoniere, der Heldenmut der Soldaten des 2. Korps, unſere erſchreckenden Verluſte, der Tod ſo vieler unſerer Führer — all das zuſammen hatte nicht vermocht, alle jene zu retten, die noch hätten gerettet werden können. Dieſer Gedanke quälte uns auf dem Marſch und machte dieſen noch düſterer. Wie wenn wir noch nicht genug Elend erlitten hätten, begannen die Kanonen von neuem zu donnern, und die Kugeln fuhren, immer wieder aufſchlagend, über den Schnee hinweg, ganz nahe bei der Marſchkolonne. Ruſſiſchen Abteilungen war es gelungen, den Fluß oberhalb Studianka zu überſchreiten, und nun warfen ſie ſich auf uns, im Glauben, diesmal mit der Armee fertig zu werden, die der Mangel an Vorausſicht ihrer Generäle hatte entwiſchen laſſen. Aber auch da irrten ſie ſich. Wut und Verzweiflung verzehnfachten unſere Kräfte, und noch fanden ſich genug tapfere Leute, um über die Übermütigen herzufallen, die Sieger zu ſein glaubten, während einzig das Unglück und die Kälte uns niederſchlugen. Dieſe letzte Gewaltanſtrengung hatte indeſſen den letzten Zuſammenhalt unter dem geſprengt, was von unſern Regimentern noch übrig geblieben war. Von da an wurden wir in die Sturzflut hineingeriſſen und von ihrem Wellengang hinweggeſchwemmt, ohne noch widerſtehen zu können. Nun waren auch wir geworden wie jene Schemen, die unſer Mitleid erweckt hatten, als wir auf die Armee aus Moskau ſtießen.

Wenige Tage hatten genügt dazu.

Wir zogen durch eine von Sümpfen durchſchnittene Ebene. Auf eine Strecke von mehreren hundert Klaftern führte der Weg über eine Art Holzbrücken, die bei aufgefrorenem Boden, wie dies in dieſer Jahreszeit bisweilen vorkam, ſehr nützlich waren. Als die Menge der Flüchtlinge darübergezogen war, ließ General Eble, der unermüdlich war, wenn es galt, ein paar Menſchenleben zu retten, Feuer an dieſe Brücken legen. Dadurch wurde die Verfolgung der Ruſſen wenigſtens etwas aufgehalten, was uns einen oder zwei Tage der Ruhe verſchaffte; aber was war das ſchon bei all dem Elend, zu dem wir nun verdammt waren? Ich zog mit Rochat dahin, dem einzigen Soldaten, der von meiner Gruppe noch bei mir geblieben war. Er hatte ſeinen „Koſak" nicht aufgegeben und war ſtets darauf aus, ihm etwas Futter zu verſchaffen, wo ſich nur Gelegenheit dazu bot, und man hätte meinen können, das arme Tier wiſſe dies, ſo getreu folgte es der Kolonne. Abwechſelnd ritt bald er, bald ich ein Stück, was uns wenigſtens eine kurze Zeit der Ruhe gab und uns vor allem ermöglichte, nicht zurückzubleiben.

Die Temperatur war bisher noch faſt erträglich geweſen; aber von anfang Dezember an ſank ſie plötzlich und wurde fürchterlich. Das Thermometer, das ein Major um den Hals gehängt über ſeinem Pelzrock trug, zeigte eines morgens 30 Grad Kälte. Am Tage, unter dem oft tiefblauen und wolkenloſen Himmel, ertrugen wir die Kälte noch, und das Marſchieren ſelbſt hielt das Blut im Umlauf; aber die Nächte waren tödlich. Wie manches Mal ſahen wir am Morgen Unglückliche um die erloſchenen Feuer ausgeſtreckt liegen, die vom Froſt getötet waren und nun im Schnee liegen blieben, wie ſie eingeſchlafen waren! Je weiter wir kamen, deſto zahlreicher wurden die Leichen an den Straßenrändern. Wir achteten ſchließlich kaum mehr darauf, ſo ſehr kann das eigene Unglück die Leiden anderer oder das Mitgefühl für Fremde unſpürbar machen. Ein Teil des Gepäcks und des Fuhrparkes des Kaiſers war in Kamen geblieben, einem kleinen, halb zerſtörten Orte. Die Pferde waren in den Deichſeln vor Kälte umgekommen. Sie waren hier zurückgelaſſen worden, an die Stelle gefroren, einige noch aufrechtſtehend, von den Zugſtricken gehalten, wie Statuen die der Schnee überſtäubte.

Da wir mit „Koſaks" Hilfe der großen Flut der Nachzügler voraus waren, konnten wir unſere Feldflaſchen mit ausgezeichnetem Schnaps füllen und Rochat fand ſogar — ich weiß nicht wo — etwas Heu für ſein Tier.

Hier ſahen wir denn auch zum erſtenmal einige Offiziere unſerer Regimenter, den Oberſten Von der Weid unter andern. Er war im Wald von Stachow ſchwer verwundet worden und konnte ſich kaum mehr aufrecht halten, obwohl er von zwei Kameraden geſtützt wurde, die ihn bis zuletzt begleiteten. Ich habe ſeither erfahren, daß er kurz vor Wilna an Erſchöpfung geſtorben iſt. Andere waren glücklicher als er und konnten, obwohl verwundet, ihre Heimat wieder ſehen. So der Hauptmann Begos, der ſeine militäriſche Laufbahn in unſerem Lande vollenden konnte. Die Ausdauer und der Lebenswille mancher Menſchen ſind eine kaum vorſtellbare Kraft. Ich erwähne nur den Fall des Generals Legrand, den ſeine Tapferkeit und ſeine unzerſtörbar gute Laune in der ganzen Armee berühmt gemacht haben und den wir wohl kannten, war er doch mit uns in Polotzk geweſen und an der Bereſina. In dieſer letzter Schlacht erhielt er eine Kugel, die ihm den Bauch aufriß, ſo daß die Gedärme hervorquollen. Er verband ſich ſelbſt mit ſeinem Taſchentuch und machte darauf den Rückzug mit, ohne auch nur einen Augenblick ſeine Energie zu verlieren. Ich habe ihn in Kowno wieder geſehen, und er hat ſich, ſo unglaublich das auch ſcheinen mag, aus der Affäre gezogen. Solche Beiſpiele unbeugſamer Willensſtärke hielten uns aufrecht. Im Unglück iſt das Schlimmſte, ſich gehen zu laſſen. Man muß kämpfen, immer kämpfen — das Leben ſteht zum Preis.

Ich selbst habe nie aufgehört, an mein kleines, friedliches Tal zu denken, wo meine Kindheit so sonnig verflossen war. Und dann dachte ich vor allem an jene, die ganz allein auf mich wartete, und das gab mir dann eine solche Kraft, daß ich mit langen Beinen auszog, ohne es selbst zu merken. Wenn dann Rochat mich so mit beschleunigten Schritten durch den Schnee stampfen sah, wiederholte er immer wieder:

„He, he, Wachtmeister, was habt Ihr denn? Man könnte — bei Gott — glauben, daß eine aus dem Dorf daheim auf Euch wartete!"

Er hätte nichts Treffenderes sagen können. Ich schrak auf und sah um mich das schreckliche Schauspiel, das ewig gleiche seit so vielen Tagen; ich sah das Bild der unendlichen Ebene, durch die wir wie gequälte Tiere dahinzogen, und beim Gedanken an alles, was mich von der Heimat trennte: die Hunderte von Meilen Weg, die furchtbare Kälte, die Kosaken, der Tod, der unablässig neben uns einherschritt — da spürte ich etwas Feuchtes in meinen Augen brennen. Ich scheuchte den Traum zurück und marschierte weiter.

Was soll ich noch sagen von diesem nie endenden Rückzug? Andere haben, weit besser als ich es kann, von den Ereignissen berichtet. Ich habe daran eine Erinnerung wie ein Alpdrücken bewahrt, und es geschieht, selbst nach so vielen Jahren, daß ich immer noch dann und wann von diesem Marsch durch den Schnee träume, von den Kameraden eines Tages, die einer nach dem andern verschwanden, sich dem Schlaf überließen, von dem sie nicht mehr aufwachten, während andere, Unbekannte, sie an meiner Seite ersetzten, um dann ihrerseits umzufallen. Wenn ich dann in meiner kleinen Kammer erwache und durch das Fenster die Dent im Sonnenlicht gebadet sehe und den langen Bergrücken mit seinen blauen Wäldern, wenn ich das sanfte Rauschen des Baches unten im Tal höre, dann kann ich fast nicht glauben, daß ich das alles erlebt und überstanden habe.

Ja, ich bin zurückgekommen; aber es gibt noch andere Leiden als körperliche Schmerzen, noch andere Wunden, die wehtun, auch wenn man sie nicht bluten sieht. Und doch kann ich sagen, daß selbst im größten Elend, wenn man ihn nur zu sehen versteht, etwas wie ein Sonnenstrahl aufleuchtet, der einen ermutigt und einem hilft, weiterzugehen.

Nach einigen Tagen hatten die Kosaken ihre Verfolgung wieder aufgenommen. Es sind seltsame Kerle, diese Leute! Wir kannten sie schließlich gut genug. Da sie die Schüsse fürchteten, fielen sie mit Vorliebe über einzelne Flüchlinge her, und wehe denen, die sich nicht verteidigen konnten! Meist hatten sie es auf Kleider und Geld, vor allem aber auf Taschenuhren abgesehen. Schmuckstücke zu verlieren, die in dieser endlosen Schneeweite ohnehin keinen Wert hatten, war nicht arg; aber der Kleider beraubt zu werden in einer Kälte, in der selbst die Vögel im Flug erstarrten, das bedeutete den sofortigen Tod. Das Beste war deshalb, stramme Haltung zu bewahren und eine Waffe bereit zu haben. Ich glaube, Rochat hätte lieber seine Pfeife hingegeben als sein Gewehr; aber er hielt am einen wie am andern fest. Er hat sie bis zum Ende behalten, und das hat uns vielleicht alle beide gerettet.

Um auf die Kosaken zurückzukommen: Ich war Zeuge eines Vorfalles, der ihre außergewöhnliche Gewandtheit als Reiter zeigte. Wir zogen fast allein dahin. Kaum fünfzig Schritte vor uns ging, ebenfalls allein, ein Offizier, eingehüllt in seinen großen Mantel, dessen Kragen er bis über die Ohren aufgestülpt hatte. Wäre nicht die ewige furchtbare Kälte gewesen, dann hätte man an einen Spaziergang unter weitem, blauem Himmel denken können, so groß war die Stille um uns. Plötzlich tauchten — wer weiß woher — zwei Kosaken auf, die im Galopp auf ihren kleinen Pferden wie Raubvögel auf uns stießen. Wir hatten nicht einmal Zeit gehabt, unsere Gewehre zu ergreifen, so waren sie schon heran. Sie hatten es aber nicht auf uns abgesehen, sondern auf den Offizier vor uns, mehr noch auf seinen Mantel. Ich habe schon gesagt, daß er den Mantelkragen aufgeklappt hatte, so daß er die Gefahr nicht ahnte, die ihn bedrohte. Bevor wir ihn auch nur warnen konnten, hatte der eine der Kosaken ihn an der Schulter gepackt. Der überraschte Offizier suchte sich zu befreien; aber nun nahm ihn auch der zweite Kosak beim andern Arm. Jeder zog nach seiner Seite, und der Offizier zappelte zwischen ihnen wie ein schöner Teufel. Der Mantel wurde seinem Besitzer entrissen und dieser war dadurch zum Tode verurteilt, als Rochat, dem es endlich mit seinen steifen Fingern gelungen war, das Gewehr anzuschlagen, einen Schuß auf einen der Räuber abgab. Dieser ließ seine Lanze fallen, beide ließen die Beute fahren und flohen im Galopp nach dem nahen Walde. Während der aus gefährlichster Lage befreite Offizier schnell seinen Mantel wieder anzog, fluchte und wetterte Rochat unter seinem Halstuch hervor, daß er auf weniger als fünfzig Schritte ein so leicht zu treffendes Ziel verfehlt habe.

„Daß doch der Teufel diese Schurken holte! Aber sie haben eben den Teufel selbst im Leib! ... Auf diese Distanz das Ziel verfehlen — das ist doch nicht möglich!"

Er machte ihnen von weitem die Faust, was sie aber nicht hinderte, in gestrecktem Galopp abzufahren. Der Offizier aber, ein braver Württemberger, zog von da an mit uns und hielt getreue Kameradschaft bis zu unserer Rückkehr nach Deutschland. Der Vorfall hatte uns übrigens deutlich bewiesen, daß es besser war, zu Dreien zu marschieren als allein. Wir halfen uns gegenseitig. Der Württemberger hatte noch ein wenig Tabak. Er teilte ihn brüderlich mit dem, der ihm das Leben gerettet hatte. Rochat wünschte sich nichs Lieberes.

Anfangs gesellten wir uns zu den Biwakfeuern, zu denen wir — wie recht und billig — auch unsern Anteil Holz herbeitrugen. Aber oft erlosch das schlecht unterhaltene Feuer. Wenn man dann auf dem von der Glut aufgetauten Schnee einschlief, war man am Morgen im vereisten Dreck festgefroren, und mancher arme Teufel erwachte überhaupt nicht mehr.

Wie andere auch, suchten wir die wenigen noch ganz gebliebenen Häuser auf, in denen man sich bis zum Ersticken einpferchte. Eines Nachts aber sahen wir eine dieser Hütten in Flammen aufgehen, von außen angezündet von Soldaten, die sich wärmen wollten. Ich höre heute noch das Heulen der armen Menschen, die im Schlaf überrascht worden waren und vergeblich versuchten, diesem schrecklichen Tod zu entgehen. — Seither mieden wir diese Unterschlupfe, die nur gefährliche Fallen waren, und wir nahmen wieder unsere Gewohnheit auf, einige Ruhe unter herabhängenden Baumästen zu suchen. Gut eingehüllt in unsere Pelzröcke, schmiegten wir uns aneinander, um etwas Wärme zu behalten. Wir haben uns dabei gut befunden.

Der Frost war unterdessen noch furchtbarer geworden, und so abgehärtet wir auch waren, so mußten wir doch ständig auf der Hut sein, damit uns nicht ein Glied erfror, ohne daß man recht spürte. Und wir mußten uns dagegen wehren, bevor es zu spät war. Unsere Russenpelze, die wir in Borissow erbeutet hatten und nun über den Uniformen trugen, beschützten uns glücklicherweise, wie ich schon gesagt habe. Manche Kameraden, die gleich uns das Glück gehabt hatten, solche Pelze in den Gepäckfourgons zu finden und die sie vorsichtigerweise behalten hatten, verdankten ihnen das Leben. Rochat, von dem man nur die rote Nase und die immer im Betrieb stehende Pfeife sah, wiederholte immer wieder brummend:

„Donnerwetter, ist das ein verfluchtes Land! Man sollte alle Wölfe aus dem Risoux hierher schicken. Da wären sie wenigstens am rechten Ort bei diesen Kosaken ... Sie würden sich gegenseitig auffressen, und dann wäre man diese Pest los! Aber Ihr werdet sehen, Wachtmeister, wir werden schon durchkommen! Das Härteste haben wir nun hinter uns, und in Wilna, das nicht mehr weit sein kann, wird man sich endlich ausruhen können."

Fortsetzung folgt.